

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 31. Jänner 1832.

13

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbe und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Herr Schulmeister.

(S c h l u ß.)

Jetzt klopfte es leise an die Thür, und — Regine stog in die Arme des Geliebten.

„Bin ich dem Vater auch gehorsam gewesen, wie du es wolltest und Gottes Gebot uns lehrt,“ sagte sie, das Gram erblichene Antlitz an seine Schulter schmiegend, „heute konnte ich nicht fern von dir bleiben, mußte dich doch noch einmal sehen, mit meinen herzlichsten Wünschen dieß kleine Geschenk bringen, und — Abschied von dir nehmen.“ Sie holte das Körbchen, das sie auf den Tisch am Eingang gestellt, nahm den blumenumkränzten Kuchen heraus, und fuhr dann fort: „Die Mutter weiß darum, sie ist dir auch gut, mein lieber, lieber Gottfried! sie schickt dir das Geld, das hier darunter liegt, ich habe das Tuch ausgenäht, den Kuchen gebacken, und dir die Blumen gepflückt — ach — es sind die letzten, die mir blühen werden, nimm sie zum Andenken an deine unglückliche Regine!“ Sie hielt ihn lange umfaßt, ihre Thränen vermischten sich.

Endlich begann sie von Neuem: „Und glaube ja nicht, daß ich den fatalen Martin heirathen werde! Was ich deinem Vater auf dem Sterbebette gelobt, dabey bleibt es, ich nehme keinen Andern als dich! So wenig ich ohne des Vaters Einwilligung dir angehören darf, hat er auch das Recht mich zum Eidbruche, zu einem verhassten Bündnisse zu zwingen? Ich bleibe dir treu — was auch geschehen mag! doch nun lebe wohl! — haue fest auf mein Wort und lasse die Hoffnung nicht untergehn in deinem Herzen!“

„Leb wohl meine inniggeliebte Regine,“ schluchzte Gottfried. — „Grüße die Mutter viel tausend Mal! und sage ihr, so dankbar ich ihre gute Meinung erkannt, dürfte ich doch das Geld nicht nehmen.“ Er schob das Päckchen zurück. „Aber deine Gaben, — als die einzige Freude, welche der Tag mir bringen kann — will ich heilig halten mein Lebenslang! aus jedem Beweise deiner Liebe Trost schöpfen für den Leidensweg, der rauh und düster vor mir liegt! und — wenn der Jammer mir erlaubt einen Bissen hinunterzubringen, werde ich heute nichts anders genießen, als die Speise, die du mir bereitet.“

Gottfried begleitete Reginen bis an den Mühlgarten, trennte sich dort end-

sich von ihr, und ging dann zum Herrn Schulmeister, um auch von diesem treuen Freunde Abschied zu nehmen, Beruhigung zu suchen an dessen theilnehmender Brust.

Nachdem Gottfried nun noch mehrere Bekannte aufgesucht, von allen mit Liebe und Bedauern entlassen worden, des Vaters Grab (worauf er, in Ermanglung des Steines, doch einige Rosenstöcke gepflanzt, sie der blüthenreichen Entwicklung des Lenzes anvertrauend) mit Thränen kindlicher Nührung begossen hatte, kehrte er, müde und erschöpft von mannigfachen Anregungen, nach Hause zurück, warf sich, während die Mutter den Kaffee bereitete, der als einziges Labfal neben Reginens Kuchen sie zur traurigen Wanderung stärken sollte, am Fenster auf einen Stuhl, in düsteres Nachsinnen verloren. Die Freudigkeit, welche zu Nacht über ihn gekommen, der Muth, mit dem er glaubte allen Prüfungen des Geschicks entgegengehn zu können, war vor den schmerzlichen Bildern des Tages gewichen, die, nach der Trennung von Heimat und Geliebten, ihm jede Aussicht auf eine günstigere Wendung als unstatthaft, seine Zukunft als hoffnungslos darstellten. — Jetzt rasselte eine Extrapost über die Chaussee, kam näher und näher, doch welche lustige Töne auch der Postillon seinem Horn entlockte, würden sie den schwermüthigen Träumer wohl nicht aus seiner tiefen Versunkenheit geweckt haben, falls ihr durchdringender Laut ihn nur flüchtig berührt; aber zu vernehmbar erschallte er jetzt dicht unter dem Fenster, wo die Chaise eben still hielt. Ein ällicher Herr sprang heraus, ließ sich von dem Diener eine schwere Reisetasche mit blinkendem Schloß nachtragen, nickte Gottfried, dessen Aufmerksamkeit endlich rege geworden, durch die Scheiben freundlich zu, und eilte wie ein guter Bekannter nach der Wohnstube hin, wo jener ihm verwunderungsvoll, doch einen Irrthum voraussetzend, mit der Frage um Namen und Begehr entgegentrat. Der Fremde gab sich als den Assessor N. aus G. . . . zu erkennen.

„Ach bester Herr,“ — sagte Gottfried — „wenn, wie ich glaube, Sie wegen der Forderung hieher kommen, die Sie noch an meinen seligen Vater zu machen haben, so geschieht dieß zur unglücklichen Stunde. Morgen wird uns, Schulden halber, Alles verkauft, und heute noch muß ich mit meiner alten Mutter am Stabe fortwandern, ohne nur so viel übrig behalten zu haben, als der vierte Theil Ihres Anspruchs beträgt. Doch soll Ihr Zutrauen nicht getäuscht werden, ich will — sobald es nur irgend möglich . . .“

„Gi, Mosje Kilian,“ versetzte der Andere, „wer spricht von solcher Kleinigkeit? Ich kam ja nicht um Geld zu holen, sondern um welches zu bringen. — Es hat sich ein Käufer zu Eurem Loose gefunden; möchtet Ihr's wohl für tausend Thaler ablassen?“

„Sie spotten, lieber Herr!“ antwortete Gottfried. „Ist doch mein Anspruch mit der fünften Classe, zu der ich den Einsatz nicht aufstreiben konnte, verfallen.“

„Da wir dem Vater Credit gaben, so wird Guer Recht nicht zweifelhaft seyn,“ lächelte der Collecteur, und zählte in Gold und Silberstücken eine hübsche Summe auf den Tisch, die er der Chatouille entnommen.

„O du gütiger Himmel!“ — seufzte der Jüngling, in schmerzlicher Sehnsucht darnach hinblickend — „dieß Geld könnte mich aus aller Noth erretten! — aber so gern ich das gedruckte Blättchen dafür hingäbe, so ist es doch nicht in meiner Gewalt, selbst das zur vierten Classe habe ich, so wenig es mir auch nützen möchte, beim Ausräumen nicht wiedergefunden.“

„Die Freude verwirrt Euch, mein lieber Killan! Habe ich doch, nach dem rührenden Brief, den Ihr mir geschrieben, das Loos zur fünften und sechsten Classe ohne Bezahlung verabsolgen lassen, auf das Versprechen hin, daß es zu Neujahr damit in Richtigkeit kommen sollte, falls die Hoffnung sich täuschend erwies. Nun glaubte ich zwar nicht, daß sich vom Taglohn so viel erübrigen lasse; mein Schreiber rieth mir auch davon ab, wie ich ihm die gewährende Beantwortung auftrug; aber nein, sagte ich, der arme Schelm soll sich im Vertrauen zu mir nicht betrogen haben, mögen die paar Thaler verloren seyn, ihm soll die allerletzte Hoffnung nicht geraubt werden, woran er sich noch im Unglücke aufrecht erhält. — Und nun seht mal, wie herrlich sie sich erfüllt!“ — Der Assessor zeigte unter diesen Worten nach der Liste hin, die er aus der Schreibtafel genommen, und worauf, mit der Prämie von sechzehntausend Reichsthalern, noch der Gewinn von eintausend für die Nummer verzeichnet war, welche sich unter des Waters Papiere gefunden, als deren Besitzer sich der arme Gottfried nicht mehr erweisen konnte, so gut sie sich auch seinem Gedächtniß eingepägt.

Dieser stand da ganz verdußt, sah unverwandt nach den großen, vielversprechenden Zahlen hin, ohne Worte finden zu können, die ihn so quälende Irrung aufzuklären. Endlich begann er: „Streichen Sie Ihr Geld wieder ein, Herr Collecteur, für mich gibt's weder Glück noch Freude! — deßhalb muß die Betrachtung einer möglichen, aber leider verschmerzten Hülfe, in meinem Glend mir künftig um so schmerzlicher seyn. — Ich habe den Brief nicht geschrieben — das Loos nicht erhalten.“

„Unbegreiflich!“ sagte der Andere, und suchte in seiner Schreibtafel. „Da komme ich im Jubel hieher, hoffe einen recht Glücklichen zu machen, nehme an Geld mit, was gerade vorräthig, um der größten, mir so beweglich dargestellten Noth abzuhelfen, bis ich den vollen Gewinn erheben kann, und nun will sich kein Eigenthümer dazu finden, Niemand sich der achttausend fünfhundert Thaler freuen, die dem halben Loose zugefallen. — Es thut mir wahrlich leid, Mosje Killan“ — fuhr er dann gutmüthig fort, „daß meine gute Absicht Ihm nicht helfen kann, doch hoffe ich, jener Pifficus, der mit der rührenden Liebes- und Leidensgeschichte des armen Gottfried mein Mitleid zu erregen wußte, wird sich gegen diesen nicht ganz unbillig zeigen, nachdem ihm der Wurf so über Erwarten gelungen. Werklagen können wir ihn nicht darauf, hat sich dem Spiel auch etwas Hinterlist beygemischt; aber wer so schön und gefühlvoll schreibt, kann nicht völlig entgegengesetzt handeln. — Hier ist der Brief, sind Euch die Schriftzüge bekannt?“

„O du gütiger Gott!“ rief der Jüngling entzückt, nachdem er nur einen Blick darauf geworfen. „Nun ist Alles — Alles gut! — Kein anderer als der Herr Schulmeister — ja mein lieber, kostbarer Herr Schulmeister hat den Brief abgefaßt. O ich glücklicher Mensch!“ damit rannte er fort. Der Assessor sah ihm erstaunt nach. „Ey, ey, der Herr Schulmeister!“ — murmelte er dann vor sich hin. „Das war ein kluger Streich von ihm; — nur bin ich neugierig, auf wessen Rechnung er ihn ausgeführt.“

Frau Anne, die schon früher eingetreten, aber stumm vor Erstaunen mit der dampfenden Kaffehkanne an der Thür stehen geblieben, ließ sich jetzt von Herrn A. die Sache erklären, so weit er sie selbst noch begriff; und überzeugt von Benders durchaus redlichem Charakter, keinem Zweifel an der Würdigkeit seiner

Handlungsweise Raum gebend, dankte sie laut und inbrünstig dem Allmächtigen für die Hilfe, wozu eine höhere Eingebung diesen edlen Freund begeistert.

Von Gottfried im Freudensturme hergeführt, trat dieser eben ins Stübchen, fast athemlos, noch zweifelnd an der Größe des Glücks, doch einer möglichen Bestätigung mit Wonne und Entzücken entgegensehend. „Hier ist,“ rief Ersterer, „unser allerliebster Herr Schulmeister, welcher Sie, hochgeschätzter Herr Assessor, zum Mitleid gegen mich, den armen Jüngling, bewegt, der freylich die ganze Größe seines Unglücks fühlen, aber die Ausdrücke nicht so zu wählen vermochte, daß es Fremde rühren, zur Nachsicht auffordern konnte. Er hat den herrlichen Brief geschrieben, mir's darum verschwiegen, weil seine Neujahrs Geschenke, zum nothwendigen Kleidungsstück bestimmt, die Schuld insgeheim decken sollten, falls das Wagniß mißglücke; mir wollte er die Sorge, die abermalige Täuschung ersparen und...“

„Ja,“ fiel der Schulmeister ein, „was in dem Augenblicke, wo wir das Loos fanden, meine Hoffnungen unwiderstehlich an dieses heftete, mußte Andern, die meine beschränkten Verhältnisse kannten, als thöricht erscheinen, wenn ich eine mir höchst nöthige Einnahme ihnen zum Opfer brachte; deshalb verstreckte ich das Loos, wie meine Absicht, vertraute auf Ihre Güte, Herr Colporteur, und den Segen des Himmels für diesen edlen Sohn, der des Vaters Schwäche, die ihn elend gemacht, mit keinem Gedanken rügte, alle Kränkungen der Menschen mit frommer Ergebung duldet, nur den Pflichten gegen die hilfbedürftige Mutter im weitesten Umfange nachlebend. — Hier ist,“ wendete er sich dann zu Gottfried, indem er ihm das Loos übergab, „der Nachlaß deines Vaters, den sein Flehen am Throne des Allerhöchsten dir zur Vergeltung bestimmte, als lohnender Gewinn deiner Kindestreue, wodurch du heute aus finsterner Nacht zum freudenhellen Tag erwacht! Darum danke nicht mir für das sichtbare Einwirken, sondern vor allen Dingen dem erhabenen Lenker unserer Handlungen, und nächst ihm dem braven Herrn Assessor, der, ohne dich zu kennen, durch sein inniges Mitgefühl zum Glauben, zur Nachsicht bestimmt, diese günstige Wendung herbeiführte.“

„Wir theilen, was Gottes Segen uns bescheert!“ rief der Jüngling, im Bonnetaumel bald den Einen, bald den Andern an sein Herz drückend. „Brauche ich doch nicht so viel, möchte gern in etwas meine heiße Dankbarkeit bezeigen; behalte auch noch genug, um die Schulden zu bezahlen — ach, daß mein guter Vater dieß nicht erleben konnte! — und Regine, mein herzliebes Mädchen — o ich muß gleich hin und ihr sagen, daß wir Glückliche uns heirathen dürfen.“ Er wollte hinaus, stieß aber unsanft auf Martin, der eben eintrat, von bösslicher Absicht hergeführt.

„Ey, ey, Gottfried!“ — hohnlachte er — „wohin denn so schnell? Ihr solltet Euch Zeit nehmen zur Auswanderung, dachte ich, und wollte noch einige Fragen thun, mein künftiges Besizthum betreffend.“

„Das mußt du dir wo anders suchen als hier,“ fiel jener fröhlich ein. „Es hat sich ein besserer Käufer gefunden, der in gutem Gold bezahlt und Reginen mit dazu nimmt.“

Martin blinzelte nach dem Tische hin. „Der Nebenhandel gilt nicht!“ sagte er dann. „Was dem Gericht verfallen, muß öffentlich versteigert werden; ich thue Einspruch!“

„Wird nichts helfen!“ — entgegnete der Assessor, an den die letzten Worte

gerichtet waren. „Mosje Kilian hat über achttausend Thaler in der Lotterie gewonnen, ich bringe ihm hier einen geringen Theil davon, das übrige folgt bald nach, und so kann er seine Ansprüche wohl geltend machen.“

Der schadenfrohe Bursche stand erst ganz verblüfft, stotterte dann einen Glückwunsch hervor, der fast den Drohworten machtloser Bosheit ähnlich sah, und schlich sich hinweg.

Da es nicht in unserm Plane liegt, diese wahrhafte Begebenheit durch Aufstellung aller nachfolgenden Scenen für den geneigten Leser weiter fortzuspinnen, als es sein Interesse fesseln könnte: so sehe ich nur noch hinzu, daß weder der wahrhaft christliche Lotteriellecteur, noch Herr Vender das freygebigte Anerbieten des dankbaren Jünglings annehmen wollten, ersterer nur das ihm Gebührende abzog, letzterer sich Gottfrieds dringenden Bitten kaum in so weit fügte, die Geschenke nicht zurückzuweisen, womit er nach und nach, auf die sinnreichste Art, dem Hausbedarf des armen Dorfschulmeisters zu Hülfe kam, ohne daß diesem der Aufwand dabey sehr bemerklich wurde. — Daß der Müller unter solchen Umständen seine Einwilligung zum Verlöbniß nicht versagte, welches sich, Gottfrieds Wünsche gemäß, noch denselben Abend seinem Geburtsfeste anschloß, versteht sich von selbst. Nach überwundener Beschämung legte er nun um so freudiger die Hände der Liebenden in einander, pries laut die edle, gefühlvolle Handlungsweise derer, die für seinen Schwiegersohn dieß beglückende Resultat herbeigeführt, und öffnete gern seine reichen Vorräthe zur Bewirthung jubelnder Gäste, womit jener in der Eile, der augenblicklichen Noth nicht gedenkend, seine erst verödete Wohnung belebte. Bald folgte der Hochzeittag — und nichts störte seitdem die junge Saat des Glücks im kräftigen Gedeihen, da Lieb' und Güte, ein fromm-bescheidener Sinn und Mildthätigkeit, als treue Pfleger, selbst den Mehlthau des Neides von der fernsten Berührung abhalten mußten.

Auch dem trefflichen Schulmeister erblickten aus dem Stabe, den er in edler Selbstverläugnung einem Andern zur Stütze überlassen, der herrlichste Baum des Genusses für die spätere Zeit; und wenn auch nicht jede gute That schon hienieden ihren Lohn findet, — wahrscheinlich damit sie nicht zum Spiel des Eigennuzes werde, — so sollte doch dießmal den Segenswünschen dankbarer Gemüther die sichtbare Vergeltung folgen.

Der Assessor R. hatte nemlich, von J. zurückkehrend und noch im Nachgefühl der Freude schwelgend, die er dort verbreiten dürfte, den Vorfall mehreren mitgetheilt, dabey Herrn Vender's besonders lobend gedacht; von dessen frühern Schicksalen und jetziger Beschränkung er, während des Festes im Kilian'schen Hause, — dem er sich auf inständiges Bitten nicht entziehen konnte — sich durch Fragen und öftere Unterhaltung mit diesem gebildeten Schulmanne eine genügende Kenntniß verschafft. — So war die rührende Begebenheit endlich auch in dem Vorzimmer des Fürsten besprochen worden, als der Kammerdiener H. eben hindurchgehend, einige Worte vernahm, die seine Aufmerksamkeit erregten, ihn zu genauer Erkundigung, nicht nur hier, sondern auch bey dem braven, allgemein bekannten und geschätzten Lotteriellecteur veranlaßten.

Kurz darauf empfing Herr Vender folgenden Brief: „Wenn Sie, wie ich nach Beschreibung der Individualität und besonders rechtlichen Denkart als gewiß voraussetzen darf, derjenige sind, welcher vor mehr als zwanzig Jahren

das ***sche Hinterhaus in G..... bewohnte, dort unter Andern auch einem ziemlich leichtsinnigen Jockey Privatunterricht gaben, so wird es Ihnen nicht unlieb seyn, zu hören, daß besagter Heinrich noch lebt, aus ihm ein brauchbarer Mann geworden, und er in sein Vaterland zurückgekehrt, durch Empfehlungsschreiben unterstützt, sich das Zutrauen seines erhabenen Souverain in dem Grade erworben, daß er kürzlich zum ersten Kammerdiener ernannt, mit einem braven, dazu sehr wohlhabenden Mädchen verheirathet, ein Glück genießt, das nur durch die Theilnahme seines väterlichen Freundes, der ihn durch sanfte Ermahnungen und schonende Güte vom schlüpfrigen Wege ab, dem Pfade der Tugend zugeführt, erhöht werden kann. — Ja mein hochverehrter Herr Schullehrer, ich bin dieser Ihnen ewig dankbare Schüler! der sich lange vergebens bemüht, Ihren Aufenthalt zu erforschen, weil er früher als Sie G..... verlassend, nicht einmal wußte, in welchen Stand Sie eintreten wollten, und einen weit höheren Ihren Kenntnissen angemessen fand. Den Zufall preisend, der bey Erwähnung einer edlen That mir den unvergeßlich theuern Namen nannte, hoffe ich, bald meine angenehmen Erwartungen bestätigt zu sehen, und so nach die innige Erkenntlichkeit beweisen zu können, womit ich Zeit Lebens verharre &c. &c.“

Ohne daran zu glauben, daß der Einfluß seines ehemaligen Schülers sich bis über die Verbesserung seiner Lage erstrecken könne, freute sich der gute Schulmeister doch unaussprechlich über das Glück, das dieser gefunden, und die treue Anhänglichkeit, welche er durch das vielbewegte Leben in der nordischen Hauptstadt bis zu dem jezigen höheren Standpunct ihm bewahrt. Doch nach dem nun Statt findenden, schriftlichen und mündlichen Verkehr zeigte sich bald, wie ernstlich das Anerbieten eines dankbaren Herzens gemeint war, nicht nur zu kleinen Erleichterungen, sondern auch zur völlig gesicherten Existenz des wackern Mannes beyzutragen.

Die sehr gute Cantorstelle in der nahen Stadt, noch vortheilhafter für den, welcher mit hinreichenden Kenntnissen ausgestattet, sie durch Privatunterricht einträglicher machen konnte, ward durch den Tod des altersschwachen Inhabers erledigt. Kaum erfuhr dieß nach früheren Besprechungen Herr H., so bot er alle Mittel auf, dem Freunde nützlich zu werden und sendete diesem bald nachher mit der bestimmten Zusicherung der Stelle, eine Anweisung auf dreyhundert Thaler, als kleinen Beytrag zur neuen Einrichtung und den Kosten des Umzugs, wie er schrieb.

Es war an einem Frühlingssonntage, wo der Schulmeister, wieder mit Gottfried im traulichen Gespräch zusammen, diese beglückende Nachricht erhielt. „Da siehst du, mein Sohn!“ sagte er, nachdem Beyde den Brief gelesen und mit Freudenthränen beneßt, „wie leicht es dem Allgütigen fällt, unsere schwersten Sorgen zu beseitigen, auf welchen ungeahnten Wegen, von geringen, so natürlichen Dienstleistungen abhängig, Er die segenvollste Wirkung herbezuführen kann. Wer hätte es vor ungefähr acht Monden gedacht, als wir hier so kummervoll den Schuldenbestand nachrechneten, nirgends eine rettende Aussicht erblickend: daß gerade diese Zufälligkeit, oder vielmehr die höhere Bestimmung das Mittel zeigen würde, aus dir den reichen, gern gesehenen Schwiegersohn des Müller Otto, aus mir, dem armen Dorfschulmeister, einen wohlhabenden Herrn Cantor zu machen, daß dem Blitze aus heiterem Himmel, der früher alle deine Hoffnungen zu zerstören schien, so bald ein warmer Sonnenstrahl folgen könn-

te, der die nächtlichen Wolken durchdringend, nun den farbigen Tinten des Morgenroths einen hellen Tag aufschließt, und auch für mich, nach lastender Schwüle, noch einen ruhigen Abend voll Frieden bereitet.

N e k r o l o g.

Jantſy.

Vielleicht erinnern sich noch Manche in Wien der Zigeunermusikbände, und hauptsächlich ihres Anführers und Directors Jantſy, der sich schon früher in Ungarn, in der Gegend von Tyrnau, und später auch hier berühmt machte, als er auf dem Leopoldstädtertheater in der „Witwe von Ketskemet“ spielte, wozu er mit seiner Truppe eigens aus Ungarn berufen wurde. Dieser zigeunerische Virtuose ist den vorigen Herbst auch ein Opfer der Seuche geworden, welche in jenen Umgebungen am heftigsten wüthete, und viele unausfüllbare Lücken in häusliche Kreise riß. Vielleicht werden einige Notizen über ihn nicht unwillkommen seyn.

Jantſy war zu Looz im Preßburger Comitate 1789 geboren. Sein Vater, ebenfalls ein Mitglied einer ähnlichen Musikbände, bey der er das Violoncello spielte, suchte vergebens durch strenge Mittel und Zwang in seinem Sohne den schlummernden Funken für eine Kunst zu wecken, die ihm seinen Lebensunterhalt sichern konnte.

Erst als Jantſy mit 16 Jahren von einem angesehenen Gutsbesitzer in seiner Nachbarschaft ins Haus genommen wurde, hörte er diesen öfters die Violine spielen, und da erwachte der Trieb und die Lust zur Musik in ihm. Noten kannte er nicht, erlernte sie auch nie, aber selbst gelehrt, hatte er sich nach und nach eine große Meisterschaft auf seinem Instrumente erworben. Er führte den Bogen mit Sicherheit, er wußte den Saiten die lieblichsten Töne zu entlocken, er spielte in Doppelgriffen und in der Applicatur eben so leicht als richtig, und trug die schwersten Tonstücke mit Geschmack und Präcision vor. Vor allen wußte er Tanzmelodien, und unter diesen die ungarischen Nationaltänze, diese wunderbaren Weisen, in welchen sich Wildheit und Wehmuth, rasche Lust und tiefe Sehnsucht streiten, auf eine Art zu spielen, welche den Geist und die Füsse der Zuhörenden in Bewegung setzte, und Niemand, der ihn seine Violine so meisterlich behandeln hörte, konnte, wenn er es nicht vorher wußte, auf den Gedanken kommen, daß dieser ausgezeichnete Vortrag ein Erzeugniß der Natur und der eigenen Entwicklung sey. Sein Ruf verbreitete sich auch bald und weit umher; kein Fest, kein Ball in der Umgegend wurde gefeiert, wozu nicht Jantſy mit seiner Truppe gerufen worden wäre, und auf dem Schlosse des Grafen von Jay, Butſan, das überhaupt ein Sammelpfad für alles Ausgezeichnete in Kunst und höherer Bildung ist, hatte er oft Gelegenheit, sich vor dem Adel der ganzen Nachbarschaft hören zu lassen, was ihm denn noch mehr Berühmtheit erwarb, und seine Berufung nach Wien veranlaßte.

Außer seiner Kunst war Jantſy ein rechtlicher, mäßiger Mensch, ein wackerer Hausvater, der Führer und Lenker seiner Bände, die er zur Ordnung und einem geregelten Leben anhielt, wie er denn, der herumschweifenden Lebensart entsagend, sich sammt ihnen Allen in Looz niederließ, wo ihre netten Häuser eine eigene Straße bilden.

Vor der Cholera hatte er eine außerordentliche Furcht, so daß er sich stets von einem seiner Gefährten begleiten ließ, wenn er auf die Jagd ging, die er sehr liebte, um nicht hilflos zu seyn, wenn ihn das Ungethüm plötzlich überfiel. Dennoch ergriff es ihn, und zwar als wollte es seiner Vorsicht spotten, zu Hause, Nachts, und mit so anscheinend wenig gefährlichen Symptomen, daß man den Arzt zu rechter Zeit zu holen versäumte. Als dieser kam, erkannte er sogleich, daß hier nichts mehr zu thun sey, und erklärte es dem Kranken. Jantſy faßte sich als Mann und Christ, beehrte die letzten Tröstungen seiner Kirche, (er war katholisch) versammelte seine Bände um sich, gab ihnen treffliche Lehren, ließ sich seine beste Violine bringen, küßte diese, und übergab sie den Gefährten mit dem Bedeuten, er vermache ihnen hier das Kostbarste, was er besitze, und so starb er denn im blühenden Mannesalter den 3. September 1831, von Allen, die ihn kannten, als seltner Künstler und achtungswerther Mensch bedauert.

Hamburg, im November 1831.

(S c h l u ß.)

Am 16. wurde zum ersten Male aufgeführt: „Demoselle Bock,“ Lustspiel in einem Acte, von J. G. Mand. Eine drollige Kleinigkeit. Die Idee, daß ein Schauspieldirector sich einbildet, er sehe eine Schauspielerinn in Proberollen vor sich, während doch immer andere Personen mit ihm verkehren, ist originell und besüßigend. Das Antischubladensstückchen wurde ganz herrlich gegeben. Die beyden H. H. Directoren Schmidt und Lebrun dirigirten hier im eigentlichen Verstande die Wirkung. Verfasser und Theater haben mit dieser „Demoselle Bock“ keinen Bock geschossen.

Der Musikdirector Rudersdorf gab am 19. ein gut besuchtes Privatconcert im Saale des Hôtel d'Angleterre. Privatconcerte sind den öffentlichen vorzuziehen. Privatrücksichten füllen sie, und Privatmusikfreunde begnügen sich statt des theuren vollen Orchesters mit Quarts, Quints oder Sextetten. Hr. Rudersdorf ist ein Violinspieler, der auf tüchtigen Reisen sein Talent ausbildete, er spielte auch heute sehr wacker, vorzüglich eine Spohr'sche Gefangscene, die, wie alle Spohr'schen Musikstücke, gesunde Zähne zum Aufknacken fordert. Das Übrige, Gesang, auch Declamation comme à l'ordinaire — aber deshalb doch nicht ordinär! —

Im Stadttheater war am 20. zum ersten Male: „Der Fächer,“ Lustspiel in 3 Acten, von C. Blum. Ein profaischer Stoff in profaischen Alexandrinern — mangelt der Ausfühung Geist und Eleganz. Schade um die hübsche Schlusscene des ersten Aufzugs, sie geht in dem Meer des Gewöhnlichen, das darüber hinfrömt, unter. Dieß Gewöhnliche ist sogar hin und wieder ungewöhnlich verb, wie das Ringen zweyer Männer mit einem Mädchen um einen Fächer, das Niederstürzen der komischen Personen, eine über die andere, das Figuriren des Gecken mit abgeschnittenem Rockschöße, Effectabsicht, die, gesündest bezeichnet, veraltet genannt werden muß. Der Fächer kühlte die Theilnahme, die Dlle. Sutorius als Mirandolina erweckt hatte, bis auf 0° ab; am Ende der Vorstellung waren alle Applaudirhände fest gefroren, und ein winterlicher Bisslaut erfüllte das Haus. —

Den 25. erfolgte die erste Vorstellung der Oper: „Zampa,“ Musik von Herold. Französische Kritiker sagen, diese Musik muß die höchste Stufe europäischer Berühmtheit erlangen — das ist eine hyper-ultra-enthusiastisch-französische Lobesratete. Alle Achtung vor Herold's Musik zu „Zampa,“ aber ein Stück vom „Don Juan“ ist ein stärkerer Herold von Mozart'scher europäischer Berühmtheit, als dieser ganze Herold im „Zampa.“ Was originell an der Composition ist, klingt tock bis zum Unmusicalischen, was melodios daran ist, Ubert und Boyeldieu's u't gewaltig. Doch hat die Oper auch sehr charakteristisch durchgeführte Einzelheiten, z. B. das Sceräuberfinale des ersten Actes. Die Darstellung war ausgezeichnet, Hr. Cornet, der treffliche Diavolo, muß nothwendig auch ein trefflicher Zampa seyn. Die Aufnahme nach den beyden ersten Acten war sehr beyfällig, am Schlusse kälter. Masaniello's feuerspendender Berg bringt nicht Masaniello's Knalleffect überall hin. Der Schluß der Handlung des „Zampa“ ist schülerhaft entwickelt, so hingessedelt, daß ohne eine gänzliche Umarbeitung des letzten Aufzugs die Oper überall an der Abkehrung sterben muß. Mad. Cornet's und Hrn. Ubert's wackere Unterstützung trug wesentlich bey, daß der franke Operntext mit dem Leben davon kam.

Ein sehr brauchbares Mitglied unsers Stadttheaters, Hr. Madel, starb heute den 27. unter großen Gehirnleiden an den Folgen der Cholera. Sein Verlust gibt dem Repertoire eine große Lücke, da er im höchsten Grade anständig war. Schmerz und Unwohlseyn entziehen nun Mad. Madel, die tüchtige Sängerinn und Schauspielerinn, wohl auch für mehrere Wochen der Bühnenthätigkeit — ein empfindlicher Stein des Anstoßes für Direction und Publicum.

Statt der Wiederholung der Oper „Zampa,“ die wegen Mad. Madel ausgefeh't werden muß, wird „Bette Benjamin aus Polen“ gegeben. Dlle. Le Gaze spielt sehr wacker in diesem Lustspiele, die H. H. Schmidt, Lebrun und Lenz meisterhaft.

(Mit Nr. 5 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.